

Zeitschrift: Werk, Bauen + Wohnen
Herausgeber: Bund Schweizer Architekten
Band: 87 (2000)
Heft: 9: Festivitäten : Hannover, Venedig, London

Rubrik: Journal

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 24.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

die Grundlagen des Bauens: Ethik, was immer man darunter versteht, war kein gesonderter Begriff gegenüber einer ebenso wenig isolierten Ästhetik. In Michael Alders Werk gab es dieses Problem einer «Ethisierung» nie. Die ethischen, das heißt die auf das Zusammenleben der Menschen bezogenen Qualitäten und Komponenten des Bauens gehörten stets zu den Paradigmen seines Architekturbegriffs.

Von ihm unwidersprochen blieb eine einleitende und grundsätzliche Behauptung zu seinem Basler Stadion: Wenn der Begriff des Realismus nach seinen Metamorphosen im 20. Jahrhundert nicht so ausgelaugt wäre und noch einen Sinn mache, müsste man das Architekturkonzept Michael Alders ein realistisches nennen. Realistisch deshalb, weil alle seine Entscheidungen an gesellschaftlichen Realitäten, an Konventionen des Zusammenlebens und der Ordnung, des Kontaktes und der kulturellen Tradition gebunden sind, weil sein Begriff der Einfachheit nicht auf ästhetischer Reduktion oder gar puristischen Formssystemen beruht, sondern auf der Klärung komplizierter oder komplexer Zusammenhänge, das heißt, dass sein Erkennen von Problemen oder die Gedanken darüber zur beschreibbaren Form finden, die als bauliche Realität «sichtbare Antwort» werden kann.

Wenn man das Vergnügen hatte, von Alder durch eine seiner Wohnanlagen geführt zu werden, entwickelte er eine schier unüberschaubare Palette praktischer Hin-

weise auf das alltägliche Leben der Bewohner. Wo die Velos ihren Platz hatten, wo sich die Kinder «halb-legal» Territorien erobern konnten oder wie die Familien über einen vernünftigen Wohnungsgrundriss einen geschützten Bereich garantiert bekamen, schien ihm wichtiger als Fragen der Architektur, der städtebaulichen Gestik oder eines wie auch immer faszinierenden «Erscheinungsbildes». Niemand wird bestreiten, dass etwa die Wohnanlagen von Vogelbach in Riehen oder am Luzernerring eine sehr unverwechselbare städtebauliche Grammatik besitzen und damit auch Qualitäten von architektonischen Grossformen, ja dass die ganze Architektur Michael Alders auch als ästhetisches Produkt erkenn- oder identifizierbar bleibt. Aber diese Qualitäten haben nirgends einen autonomen Status, sind nicht Selbstzweck, sondern Teil einer kulturellen Wirklichkeit, in der auch die «kleinen Dinge», aus denen sich das Leben zusammensetzt, ihre Würde finden. Michael Alders Wohnkonzepte sind nie ausschließlich «einmalige Lösungen» für eine spezielle Situation. Sie tragen immer etwas Prototypisches, allgemein Gültiges in sich, haben Modellcharakter auch für andere Situationen. Alder war es offenbar unmöglich, nicht in grösseren Zusammenhängen zu denken: Die Wohnung ist eben Teil eines städtebaulichen Gefüges, und die Stadt war ohne diese Elemente für ihn nicht denkbar. Natürlich war Alders konkrete Welt an die Kategorien der Überschaubar-

keit, ja Planbarkeit gebunden, wie sie einer mitteleuropäischen oder auch mediterranen Lebenserfahrung entspricht. Seine durchdachten Konzepte der wohnbaren Stadt setzen auf eine «heile» Werteskala, wie sie in unseren Gesellschaften noch vorzufinden ist. Die Utopie der Planbarkeit – das Stimulans der Moderne – war vielleicht auch der starke Motor seines Werkes, Planbarkeit als modellhaftes Rahmenwerk, Unvorhersehbares und Zufälliges stets mit eingeschlossen.

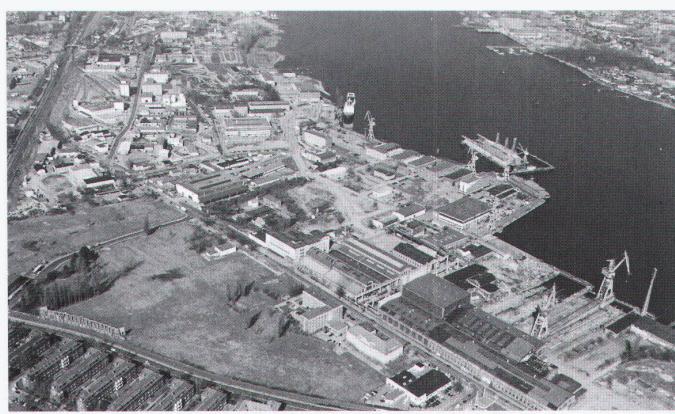
Michael Alder machte einerseits den Eindruck, im Besitz einer gesicherten Wahrnehmung von Wirklichkeit zu sein und in einer verorteten Welt zu leben, andererseits schien er dauernd «unterwegs» zu sein. Man bekam das Gefühl, dass er sehr genau wusste, was er suchte, und dass es vielleicht nur darum ging, eine bereits in Konstruktion befindliche Welt zu komplettieren. Deshalb war er auch ein so guter Lehrer, weil er einerseits Sicherheit, eine deklarierte und formulierbare Position, andererseits aber nie Abgeschlossenes, «Erledigtes» vermittelte, sondern Fragen, an deren Antworten er knapp dran war. Die wenigen Gelegenheiten, Einblicke in seine pädagogischen Arbeiten zu bekommen, haben mich überzeugt, dass hier ein grosser Lehrer unterwegs war, der vielleicht schon zwei Generationen Schweizer Architekten mitgeprägt hat. Dies umso mehr, als Alder kein Rhetoriker war, aber jemand, der ganz genau wusste, was er sagte, mit suggestiver Stimme

und dem Gewicht «existenzieller Zeugenschaft». Man könnte ebenso von einem Praktiker reden, der im Vermitteln einfachster Sachverhalte eine Vision besass.

Michael Alders Forschungen haben den gleichen Charakter. Sie produzieren keine wie auch immer geartete «Geschichte», waren nie Selbstzweck, sondern sind Erkenntnisgewinn für die unmittelbare Arbeit des Planers und Architekten. Alder hatte die Fähigkeit (nach Loos), mit dem Kopf des Handwerkers zu denken, er konnte seine Welt, seine Probleme und Produktionsweisen einsehbar und zugänglich machen – und siehe da, in einem gewissen Sinne blieben die Fragen und Schwierigkeiten immer die gleichen, auch wenn aus dem Handwerker inzwischen ein hochspezialisierter Techniker geworden war. Was sich ändert, sind die Bedingungen, und in deren Erforschung konnte er unermüdlich sein.

Michael Alders Wirken ist mit seiner persönlichen Existenz nicht beendet. Er hat über jene hinaus, die mit ihm zusammenarbeiten durften, als Architekt, Lehrer und Forcher eine Botschaft hinterlassen, die selbst in einer «Schweizer Szene» eine Herausforderung bleibt. Und viele, nicht zuletzt die Wiener Kollegen, haben einen Freund verloren, vor allem auch ihren verlässlichsten Kritiker.

Friedrich Achleitner



Ehemalige Neptunwerft, Aufnahme März 1999 (ungefähr heutiger Zustand), äussere Umrandung: Gesamtareal, innere Umrandung: veräussertes Gebiet.

Foto: Gudrun Bär, Rostock

Schiffbauhallen und Kräne

Rostock, einst blühende Hafen- und Industriestadt in Mecklenburg-Vorpommern, seit Schliessung der Neptunwerft nach der Wende strukturschwach, bemüht sich, wieder aufzusteigen.

Die Rostocker Neptunwerft an der Warnow-Mündung, wo 1851 der erste in Deutschland gebaute eiserne Schraubendampfer vom Stapel lief, hat ausgedient. Im Juni 1991 wurde das letzte Schiff, ein Containerfrachter, zu Wasser gelassen. Die meisten der damals noch 5000 Beschäftigten verloren ihre Arbeit. Die Schiffbauhallen, deren gusseiserne Stützen noch aus dem Jahre 1890 stammen, das Klubhaus, die Dock-

brücken, Bunker, Kais und Kräne stehen seitdem verwäist auf dem riesigen Areal im Herzen der Stadt.

Als die Airbus-Gesellschaften für ihr geplantes Superflugzeug A3XX einen neuen Endmontage-Standort suchten, bewarb sich auch Rostock. Nun wird das Werk in Hamburg ausgebaut – wofür man ein Sumpfgebiet versiegeln muss! –, und so ist auch dieser Versuch der Hansestadt Rostock, ihre Industrie-

Zwei Preise in der Romandie

Im Kanton Genf und im Wallis sind in der ersten Hälfte des Jahres zwei Preise vergeben worden, von denen bisher ausserhalb der Romandie wenig Notiz genommen wurde.

Der Prix Interassar, der seit rund zwanzig Jahren in regelmässigen Abständen für Bauten im Kanton Genf verliehen wird, ist dieses Jahr gleich zwei Objekten zuerkannt worden. Beurteilt wurden Bauten, die zwischen 1995 und 2000 entstanden sind. 31 Dossiers sind eingegangen. Die Jury konnte sich schliesslich nicht für einen einzigen Kandidaten entscheiden und prämierte sowohl die Ecole de l'Europe, Genf, von Jean-Marie Bondallaz als auch das Auditorium mit Gartenanlage der Louis-Jeantet-Stiftung für Medizin, ebenfalls in Genf, von Jean-Michel Landecy, Nicolas Deville und Jean-Marc Anzévui sowie den Landschaftsarchitekten Henri Bava, Michel Hoessler und Olivier Philippe.

Bei der Ecole de l'Europe ging es darum, auf einer eng bemessenen Parzelle inmitten von 6- bis 10-geschossigen Spekulationswohnbauten eine Schule einzufügen.

Das Programm wurde auf parallel geschaltete Pavillons aufgeteilt, die drei Klassentrakte verfügen jeder über einen geschützten Pausenhof und sind durch überdachte Passerellen miteinander verbunden.



Louis-Jeantet-Stiftung für Medizin, Genf.
Landecy/Deville/Anzévui, Bava/Hoessler/
Philippe

Die Anlage für die Louis-Jeantet-Stiftung ist das Ergebnis eines 1993 durchgeföhrten internationalen Wettbewerbes. Der Eingriff umfasste die Renovation der im Stil der italienischen Neorenaissance errichteten Villa Edelstein, den Neubau eines Hörsaals mit Seminarräumen und die Gestaltung des Gartens, der nur noch das letzte, von der Stadt bedrängte Fragment eines ehemals grossen Parkes ist. Kernstück der Lösung ist ein Patio, der als Oase der Ruhe die Villa mit dem ins Gelände eingelassenen Hörsaal verbindet.

Während der Prix Interassar materiell nichts weiter ist als eine Plakette, die am Gebäude angebracht wird, war der Kulturpreis des Kantons Wallis 2000 mit 10 000 Franken dotiert. Er ging an Jean-Paul Darbelley, dessen Bauwerke in den Sechziger- und Siebzigerjahren zur



Feriensiedlung Soleval, Lenzerheide.
Jean-Paul Darbelley

Avantgarde der Walliser Architektur gehörten. Die von dem heute 64-jährigen Architekten stammende Kirche Saint-Michel in Martigny oder die Kehrichtverbrennungsanlage in Monthey fanden internationale Beachtung. Ausserhalb der Romandie

hat Darbelley in den Siebzigerjahren für den Massentourismus eine Megastruktur nach Art der in den Sechzigerjahren in Frankreich entstandenen brutalistischen Retortenkurate in die Bündner Berglandschaft der Lenzerheide gestellt. c.z.



Ecole de l'Europe,
Genf.
Jean-Marie Bondallaz

tradition wieder zu beleben, fehlgeschlagen.

Eine Hamburg-Rostocker Investorengruppe, an die ein grosser Teil des Areals inzwischen veräussert worden ist, hat für die Industriebrache nun andere Pläne, die auch den Denkmalpflegern entgegenkommen. Zwei der Hallen aus den Jahren 1902 und 1904 stehen nämlich unter Denkmalschutz. Den Investoren schwelt eine «Kulturmile» vor, in der auch gearbeitet und gewohnt wird. Im ehemaligen Klubhaus der Werft wollen sie ein Theater für Schauspiele, Opern- und Ballettaufführungen mit 800 Plätzen einrichten. Die Industrie-

halle gleich daneben soll der Philharmonie als Konzertsaal mit 1200 Plätzen dienen; in einer weiteren Halle könnten Rockgruppen auftreten. Auch als Messestandort wäre das Werftgelände geeignet. Zudem sind Wohnungen «im Industriestil» vorgesehen.

Die Stadtverwaltung jedoch scheint von den Ideen vorerst nicht viel zu halten. Sie will eine neue Messehalle auf dem Gelände der Internationalen Gartenbauausstellung in Schmarl, einem Vorort von Rostock, errichten und an einem – 1992 durch die Bürger genehmigten – Theaterneubau festhalten, der erheblich teurer zu stehen käme. Zurzeit wird aber

immerhin der bisherige Rahmenplan für das Neptun-Terrain, der nur gewerbliche Nutzungen erlaubte, überarbeitet. Die Investoren hoffen und begnügen sich einstweilen damit, die Industriehallen – bis auf die Brenneranlagen, die Metalltreppen und das gusseiserne Fachwerk – auszukernen, damit sie zum gegebenen Zeitpunkt «konzessionsfähig» sein werden.

Und weil heute ohne Erlebniswelt offenbar nichts mehr abgeht, hegen die Investoren auch ein paar disneylandartige Visionen: ein Meeresaquarium muss «in die Warnow rein»; auch ein U-Boot gibt es auf der Liste der Neptun-Attraktionen

sowie Museumsschiffe am Kai, und die Kräne müssen konserviert werden. Noch sind aber nicht einmal die seriösen Vorhaben bewilligt.

Da tut sich das rund 20 km westlich von Rostock gelegene alte Ostseebad Heiligendamm leichter. Es hat sein «wie eine Perlenkette an der Strandpromenade aufgereihtes» Ensemble aus 26 klassizistischen Gebäuden an eine Kölner Investorengruppe verkauft, der Ende Mai der Startschniss gegeben wurde, die heruntergekommene «weisse Stadt» am Ostseestrand wieder zu dem zu machen, was sie einst war, zu einem Treffpunkt der vorwiegend aus Berlin anreisenden Prominenz. c.z.

Où sont les enjeux?

Lausanne Jardins tente une réflexion sur la ville et l'art des jardins. Cependant, les réels enjeux urbains et paysagers de Lausanne ne sont pas identifiés. A quelques exceptions près, la plupart des projets réalisés n'atteignent pas les buts initialement proposés.

Par la création d'une trentaine de jardins éphémères, Lausanne propose une réflexion qui s'articule autour des objectifs suivants:

- « contribuer à la création de jardins dans la ville »,
- « illustrer de toutes les manières l'art du jardin urbain contemporain »,
- « travailler à l'insertion du jardin dans la ville »,
- « engager une réflexion très concrète sur la ville elle-même ».

Les jardins sont regroupés autour de quatre sites associés à une thématique:

- Cimetière du Bois-de-Vaux: « la cohabitation des morts et des vivants »,
- Colline de Montriond (Jardin botanique, place de Milan): « se dégager de la ville sans la quitter »,
- Esplanade de Montbenon: « le vaste paysage, le voyage »,
- Plate-forme du Flon: « les mutations et perspectives sur la ville ».

Ces thématiques fonctionnent comme des métaphores du lieu sans pour autant en décrire les enjeux urbains ou paysagers:

- Cimetière du Bois-de-Vaux: la présence de parcelles désaffectées relève-t-elle d'un problème paysager, d'un problème de sauvegarde ou s'agit-il de modifier la gestion des concessions?
- Belvédère de la colline de Montriond: comment concilier la sécurité matérialisée par une barrière avec la vue de ceux qui sont assis, sans que celle-ci soit gêner?
- Esplanade de Montbenon: comment révéler la nature du sol et sa topographie (terrassement, jeux de niveaux, toiture, infrastructure)?
- La topographie du Flon résulte de la canalisation et du comblement du vallon creusé par la rivière du même nom: comment réinterpréter ce rapport au paysage et aux éléments qui l'ont modelé?

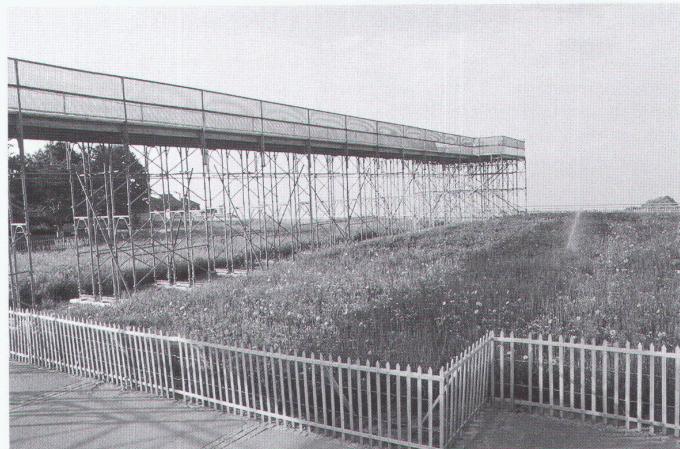
Ces enjeux n'ayant pas été identifiés par une lecture adéquate des sites, les créateurs de jardins nous proposent le plus souvent des projets sans fondements, en surimpressions ou juxtaposition avec le site qui les accueille. Ainsi, la plupart des interventions réalisées dans le cimetière du Bois-de-Vaux tentent de parler de la mort, de la disparition (décidément à la mode) sans établir de dialogue avec les formes, leur organisation spatiale et les matériaux très élaborés mis en place par A. Laverrière (architecte du cimetière). Distrait par tant de bavardages, le visiteur de « Lausanne Jardins » court le risque de ne pas voir les variations de couleurs, de motifs et de temporalités que produisent la structure végétale ordonnée et stable ainsi que l'ornementation florale des tombes toujours renouvelée.

Seuls, deux jardins semblent échapper à ce constat. « La Chenille » (place de Milan) utilise des structures de serres agricoles sur lesquelles prennent appui des cucurbitacées. Cette réalisation permet de voir la croissance de plantes potagères tout en qualifiant un chemin au tracé hésitant. Le temps d'un été, la voûte des serres se couvre d'un feuillage dense, le ciel disparaît laissant place à la fraîcheur. L'autre jardin « A l'ombre » (promenade de Montbenon), quant à lui, glisse des bandes fleuries sous un mail. Sur le mode pittoresque, des parterres accompagnent le promeneur et apportent à l'ensemble une ambiance raffinée de sous-bois qui dialogue avec l'architecture de cette partie de la ville.

Néanmoins, le plus souvent, les « jardins » réalisés n'accordent que peu d'attention aux entre-deux, aux transitions: densité/vide, végétal/minéral, ouvert/fermé... Ils ne s'intéressent guère à révéler les caractères uniques du lieu et de Lausanne, sa palette de textures, matières, couleurs qui s'estompent, s'intensifient et tissent une trame entre paysage et ville: le vert (en haut), le bleu (en bas) et le gris (entre deux)¹.

Béatrice Manzoni, architecte,
Lorenzo Ramella, botaniste

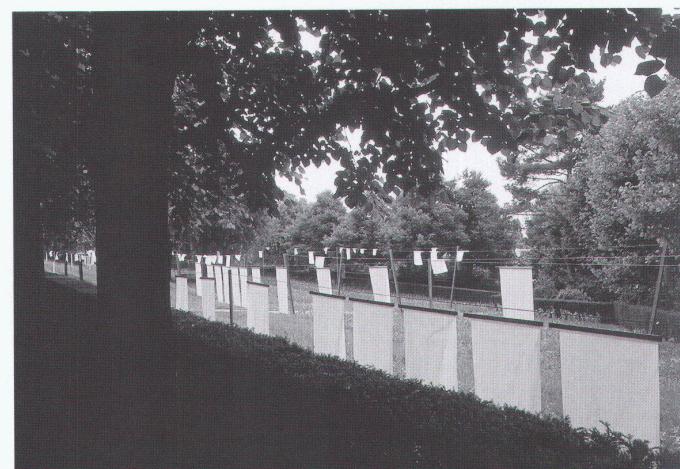
¹ en référence au film de J.-L. Godard, « Lettre à Freddy Buache », 1981.



Rêves. Paysagegestion, Olivier Lasserre



L'MAIME. Maria Zurbuchen



La blanche envolée. Atelier Tangentes, Marion Talagrand

Photos: Lausanne Jardins 2000, Association Jardin Urbain, Luc Chesseix

Verspätete Architekturolympiade

«**Stadt der Architektur – Architektur der Stadt**»; zwei Wahrnehmungsweisen, die es erlauben, neben Einzelobjekten auch die städtebauliche Entwicklung zu betrachten. Josef Paul Kleihues und sein Kollege Paul Kahlfeldt dokumentierten mit ihrer Ausstellung im Neuen Museum Berlin (23.6. bis 3.9.2000) ihre Anfälligkeit für Ideen.

Das Ethos der Ausstellungsmacher glich dem Hoheli auf die Ideengeschichte der Stadt, die gleichsam in der Architektur ihr eigenes Spiegelbild wieder findet. In neun Themenbereiche aufgeteilt, mündeten die Turbulenzen und Höhepunkte der letzten 100 Jahre Berliner Baugeschichte in einen preussischen Mainstream: Berlin in ständigem Aufbruch, aufregend und doch schon wieder museal, sodass man nach der Chronologie der Ereignisse die Gegenkräfte aus Wirtschaft und Verwaltung kaum vermisste. Eine Ausstellung für ein Fachpublikum, das sich weniger den Gesetzen des Marktes, sondern eher der Ästhetik verpflichtet fühlte, eine Ausstellung, die die Niederungen der Politik vermied und den neuen Sound der Metropole selten traf.

Kleihues und Kahlfeldt suchten die unmittelbare Handschrift der Architekten, und so fand man virtuose Zeichnungen, informative Pläne und bisweilen atemberaubende Modelle. Erklärende Texte zu den einzelnen Themenbereichen fehlten, die geistige Aufarbeitung besorgte der Katalog. Auch Manifeste, programmatische Deklarationen und die Kritik an städtebaulichen Fehlleistungen wie Gropiusstadt, Marzahn und Märkisches Viertel blieben aus.

Während führende Soziologen über das Auseinanderfallen von Stadtgesellschaft und Stadtgestaltung diskutieren, verharnten Kleihues und Kahlfeldt auf bewährten Positionen. Die Rückschau vollzog sich nahezu emotionslos, so als könne man ein zurückliegendes Jahrhundert durch die Chronologie der Fakten in ein neues Jahrhundert überführen, um den apokalyptischen Visionen der Schriftsteller und Künstler das Beharrungsvermögen der Architektur entgegenzuhalten, ein Konzept, das der Komplexität der Stadt weder historisch noch politisch entspricht. Das Gespenst der drohenden Überbevölkerung der Metropolen war hier ebenso gebannt

wie das Chaos der Infrastruktur. Berlin, so suggeriert es die Ausstellung, steht trotz der Spannungen und Verwerfungen fest in der Tradition der europäischen Stadt. Doch die Stadt lebt von widerstreitenden Interessen, die öffentlich ausgetragen werden müssen. Die Eingriffe grosser Kapitalgesellschaften sind ohne Veränderungen der Infrastruktur nicht zu lösen. Verkehrsströme und Kapitalströme bestimmen das Stadtclima im öffentlichen Raum und klassifizieren die steinerne Ideologie von Traufhöhe und Blockrandbebauung als lokales Thema.

Freilich gibt es auch Hoffnungsträger: Architekten, die heute Dienstleistungen im privaten und öffentlichen Sektor verrichten. Sie verloren in der Ausstellung den Schatten ihrer Berufsanonymität, waren Stars und Individualisten, die als Macher oder Stadtgestalter von überlebensgrossen Schwarz-Weiss-Fotos spöttisch verschmitzt oder versteinert auf die Besucher hinunterblickten. «Die Stadt der Architektur», so wie es der halbe Titel der Ausstellung verhiess, hatte zum werbewirksamen Slogan die passenden Porträts gefunden. Wir wissen es: Es ist die Avantgarde, die Berlins Zukunft gestaltet. Die 66 Porträts waren Gesichtslandschaften erfolgreicher, manchmal ruhmsüchtiger Architekten, die mit den Genius Loci Berlins nichts zu tun haben. Internationalität ist eine Visitenkarte, die es gestattet, rund um den Globus das Gleiche zu bauen.

Warum also die verspätete Architekturolympiade für ein so selbstbewusstes Spree-Athen? Spätestens am grossen Modell der Innenstadt waren die Abenteuer der Ideen aus dem Erdgeschoss verflogen. Die Frage stand im Raum: Berlin eine Stadt der Architektur? Vielleicht lag es an dieser hochmütig vorgetragenen Bescheidenheit, dass dem Abenteuer der Ideen die Enttäuschung der Kritik auf dem Fuss folgte.

Gerhard Ullmann

Bauen + Rechten

Haftungskonkurrenz

Wenn ein Architekt und ein Ingenieur als zwei von einander unabhängige Spezialisten an einem Bau tätig geworden sind und der Bauherr den Ingenieur zur Verantwortung zieht, dann kann der Architekt nicht wie im klassischen Fall als Hilfsperson des Bauherrn betrachtet werden, das heisst, der Bauherr muss sich ein Verschulden des Architekten nicht als eigenes anrechnen lassen.

Der Bauherr beauftragte einen Architekten mit einem Neubau und einen Bauingenieur mit der Beurteilung des Fundamentes. Das Bauwerk wurde erstellt. Bei der Prüfung von Mauern und Boden kamen zahlreiche Schäden zum Vorschein. Sanierungsarbeiten wurden nötig. Der aus den Mängeln resultierende Schaden war enorm. Der Bauherr forderte dafür Ersatz vom Ingenieur. Das erstinstanzliche Gericht verpflichtete den Ingenieur, einen Teil des Schadens zu bezahlen, und rechnete dem Bauherrn das (Mit-)Verschulden des Architekten an. Das Bundesgericht entschied anders.

Grundsätzlich geht die Rechtsprechung davon aus, dass der Architekt, der Pläne ausarbeitet, Arbeiten vergibt und sie überwacht, dem Unternehmer gegenüber als Hilfsperson des Bauherrn auftritt. Fehlleistungen des Architekten können daher dem Bauherrn, der den Unternehmer auf Schadenersatz einklagt, angerechnet werden. Diese Rechtsprechung macht Sinn, ist doch der Architekt oftmals der einzige qualifizierte Ansprechpartner für den Unternehmer. Soweit ist die Gerichtspraxis gefestigt.

Anders ist zu urteilen, wenn eine Haftungskonkurrenz zwischen Architekt und Ingenieur besteht, also zwischen zwei Spezialisten, die grundsätzlich die gleiche Art von Aufgaben in verschiedenen Tätigkeitsbereichen erfüllen. In diesem Fall kann keiner der beiden Spezialisten als Hilfsperson des anderen in Erscheinung treten. Ein Verschulden des einen – so das Bundesgericht in einem Entscheid aus dem Jahre 1999 – kann dem Bauherrn unter diesen Umständen nicht angerechnet werden.

Trotz dieses höchstrichterlichen Entscheides ist jedoch nicht auszuschliessen, dass ein Fehler des Architekten im Rahmen einer Verantwortlichkeitsklage gegen den Ingenieur doch dem Bauherrn angelastet wird. Wenn ein Bauherr dem Architekten gegenüber dem Ingenieur eine Vorrangstellung einräumt, ihn also beispielsweise ermächtigt, dem Ingenieur Anweisungen zu erteilen, dann muss sich der Bauherr Fehlleistungen des Architekten (z.B. falsche Bauablaufinformationen) nach wie vor als eigenes Verschulden anrechnen lassen.

Es lohnt sich also, das Verhältnis zwischen den an einem Bauwerk Beteiligten im Rahmen des Vertrages genau festzulegen.

Thomas Heiniger